



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Detlev von Liliencron

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

schönsten Darstellungen aus allen Perioden der Kunstgeschichte belebt und durch eine knappe, geistvolle Betrachtung über „das Christusbild der Kunst im Lauf der Jahrhunderte“ ergänzt. In der Tat, ein Werk, das den Wünschen des Lesepublikums aller Konfessionen in jeder Hinsicht gerecht wird und somit seinem Verfasser und dem Verlag, der es aufs würdigste ausgestattet hat, zur höchsten Ehre gereicht.

C. Bonhoff



Detlev von Liliencron



über seine Heimat Schleswig-Holstein sagt Liliencron einmal in seinem Romane „Breide Hummelsbüttel“: „Es liegt eine tiefe Poesie über dieser Provinz, und just deshalb, weil den Leuten dort jede Poesie fehlt, ist sie unbewußt und darum wahr.“

Ein natürliches Phänomen, das allerdings in Schleswig-Holstein, in seinen weiten einsamen Heiden und Mooren, in seinen alten Dörfern, in seiner seit vielen Jahrhunderten eingeseffenen Bevölkerung besonders markant und intensiv zur Erscheinung kommen mag. Liliencron hat sich mit jenem Satz aber auch vortrefflich selbst charakterisiert. Er pflegte es gern zu betonen, daß er erst als Mann von beinahe vierzig Jahren die ersten Gedichte verfaßt habe. Als er — anfangs der achtziger Jahre von Amerika nach mancherlei Irrfahrten und Abenteuern heimgekehrt — als königlicher Hardschogt und Deichhauptmann auf der einsamen, von Stürmen umbrausten, von wilden, heimtückischen Fluten umspülten nordfriesischen Insel Pellworm saß und in dunstigen Kneipen und in schaler Unterhaltung kein Genüge mehr fand, als er dann Einskehr hielt,

... um in vielen Stunden

In unsre Dichter ganz mich zu versenken,
Von alten Wunden endlich zu gesunden,
Vergangnes Leben ernst zu überdenken.

(Viel Glaube stirbt, manch Vorurteil zerschellt

In tiefer Einsamkeit, weitab der Welt) —

da erwachte die bisher nur unbewußt erlebte Poesie in ihm zur Tat, und einmal ins Leben gerufen ließ sie vor uns immer mächtiger, immer bewunderungswürdiger ein ganz eignes Wunderreich des Lebens, der Natur, der Seele und der menschlichen Phantasie erstehn, aus dem sich wie eine von Sonnenhelle übergossene Fata Morgana das geliebte Schleswig-Holstein mit all seinem Heimatzauber, mit seinen unendlichen blühenden Heiden und leuchtenden Küsten hebt, und in dessen mannigfaltigen Erscheinungen und Stimmungen wir alle

Regungen unsers Herzens, alle unsre Freuden und Schmerzen, unsre intimsten Menschlichkeiten erkennen und immer wieder auch ihn selbst, den einen: Detlev von Liliencron! — mit tiefer Rührung und Dankbarkeit werden wir dies immer wieder bekennen, daß Liliencron unsers Herzens Poesie, die Poesie des menschlichen Lebens verwirklicht und zu lebendigstem Ausdruck gebracht hat. Und in der Tat: welch ein Phänomen! Die Jahre der Kindheit hat der scheue, einsame Knabe in Wald, Feld und Heide verträumt, und doch reizte ihn das Soldatenleben, und er wurde Soldat, und alle Quellen seines Wesens sprudelten über, und er genoß das Leben wie nur einer . . . er zog in Kampf und Sieg und gab sich spielend und ahnungslos, welcher Zukunft er entgegenblühte und =reiste, allen Abenteuern und Vergnügungen der Jugend hin — als sei sein Leben nur ein heiß durchlebter Augenblick! Und so ging es jahrelang, bis es einfach nicht mehr ging, bis „Wunden und Schulden“ den leichtsinnigen Offizier in die Enge und dann in die Weite trieben! . . . Und Schmach und Not begann . . . Und immer wieder wurde das Leben frisch begonnen, das zehnmal entwurzelt, zehnmal verdorrt zu sein schien und nichts besonders Tragisches erlebt hatte, sondern immer nur Menschlichkeiten und Widerwärtigkeiten. Welch ein Phänomen — daß dann aus diesem scheinbar sterilen Boden ein schäumender, heller, unerschöpflicher Quell des Lebens und der Poesie sprang! . . . War dieser gottbegnadete Mensch nicht von Natur ein Optimist — er konnte nichts andres sein seinen Werken, seinen Schöpfungen nach, die seiner Hand scheinbar mühelos, die seinem Geiste scheinbar unbewußt entsprangen. So war Liliencron in der Tat. So erscheint er dem Jüngling, der sich mit unbefangnem Herzen seinen Dichtungen hingibt, dem mit Liebe lesenden, der deshalb doch noch nicht die dunkeln Sphären dieses Lebens und die erhabensten Gebiete dieser Phantasie zu empfinden und zu erkennen braucht: Liliencron der Dichter des Lebens, der Lebensfreude, der Liebe, der Männlichkeit, des Mutes, des Soldatenlebens, der Schlachten und Balladen; Liliencron der Dichter der Wirklichkeit, der Natur — wie sie frisch und farbig, sommerhell, in ihrer unbegrenzten Weite, in allen ihren landschaftlichen Reizen und Intimitäten in unser Auge fällt, — der tausend Lebenserscheinungen, =möglichkeiten, der Selbstbeobachtung und jeder Herzensregung, jeder Stimmung, jedes Erlebnisses — Liliencron, der als „Gelegenheitsdichter“ gleich hinter Goethe steht! So erscheint Liliencron wohl jedem von uns. Ja, das ist der ungeheure Unterschied zwischen ihm und allen seinen Vorgängern, den Dichtern vor seinem lyrischen Zeitalter, das ist seine, von ihm nicht beabsichtigte doch verursachte Bedeutung, das ist der neue Geist, der von ihm erst ausging: die Poesie wurde durch ihn wieder Poesie kraft seiner genialen Veranlagung, die Natur und das Leben zu veranschaulichen und zugleich zu verinnerlichen und zu beseelen, kraft des elementaren Wesens seiner Persönlichkeit . . . Und dieses Wesentliche, dieses allgemein Erkennbare, hauptsächlich und Bedeutsame der Lyrik Liliencrons möchte ich nun durch die

folgenden drei willkürlich aus der Fülle herausgehobnen Gedichte zunächst in die Erinnerung zurückrufen:

Weit der Schwadron war ich voraus geritten
Und hielt im Nebel, horchend, auf dem Hügel.
Kommandoruf, vom Winde abgeschnitten,
Verworren klang Geklirr von Roß und Bügel.
Da brach ein Reiter, nah, aus Nebelsmitten,
Und nahm den Schleier auf die breiten Flügel:
Sonnübersponnen, unten tief, durchschritten
Die Furt Husaren, Bügel hinter Bügel.

Den Gaul herum, die Seligkeit vergessen,
Schieß ich zurück, mein Schatten ist betrogen,
„Fertig zum Aufsitzen“ und „Auf—gesehen“,
Dann weg, wie von der Erde aufgesogen,
Vorsichtig, still, in richtigem Ermaßen,
Schlau wie die Rothaut zieht im Gräserwogen.
Halt . . . Säbelwink . . . Der Eisenpfort dem Blessen,
Und in den Feind sind wir hineingeflogen.

Nach dem Balle

Seh in des Wagens Finsternis
Getrost den Atlaschuh!
Die Füchse schäumen ins Gebiß,
Und nun, Johann, fahr zu!

Es ruht an meiner Schulter aus
Und schläft, ein müder Weidenstrauch,
Die kleine blonde Komtesse.

Die Nacht versinkt in Sumpf und Moor;
Ein erster roter Streif.

Der Kiebitz schüttelt sich im Rohr
Aus Schopf und Pelz den Reif.

Noch hört im Traum der Rosse Lauf,
Dann schlägt die blauen Augen auf
Die kleine blonde Komtesse.

Die Sichel klingt vom Wiesengrund,
Der Tauber gurr und lacht,
Am Rade klafft der Bauernhund,
Alles Leben ist erwacht.

Ah, wie die Sonne köstlich schien,
Wir fuhren schnell nach Gretna Green,
Ich und die kleine Komtesse.

Auf dem Kirchhof

Der Tag ging regenschwer und sturmbewegt,
Ich war an manch vergessenem Grab gewesen.
Verwittert Stein und Kreuz, die Kränze alt,
Die Namen überwachsen, kaum zu lesen.

Der Tag ging sturmbewegt und regenschwer,
Auf allen Gräbern fror das Wort: Gewesen.
Wie sturmesstot die Särge schlummerten,
Auf allen Gräbern taute still: Genesen.

Ich zögere, mich immer wieder dem Zauber dieser Dichtungen hingebend, hieran eine kurze ästhetische Betrachtung zu knüpfen. Ich möchte also fragen: Worin beruht, abgesehen von allen seelischen undefinierbaren Beziehungen, die

ja freilich durch die Sprache, durch Worte und Laute ausgedrückt, vermittelt und suggeriert werden, worin beruht die Suggestivität dieser Kunst im besondern? Durch welche künstlerischen Mittel erreicht Liliencron diese Wirkungen? Das Problem des künstlerischen Schaffens überhaupt wird hierdurch berührt. Man hat Liliencron einen Sprachschöpfer genannt, man hat von der Anschaulichkeit, Bildlichkeit, Prägnanz seiner Sprache, von dem Konkreten seiner Kunst gesprochen. Ich möchte es so ausdrücken: Liliencron fühlt und tastet einer Vorstellung, einem Naturbilde, einer Stimmung mit so ungeheurer feinem Instinkt, mit so unbegreiflich feinen Sinnen nach, er erfährt den Eindruck so in seinem Wesen durch den entsprechenden sprachlichen Begriff — der ja lautlich und symbolisch nichts anderes ist als die Ausdruck gewordene Erscheinung — nur so ist die Entstehung der Sprache zu erklären —, daß Bild oder Stimmung oder Empfindung genau so veranschaulicht werden, wie sie der Dichter sah und empfand. Er fühlt so lange an dem Eindruck herum, bis er das rechte Wort gefunden hat.

Drüben, Horizont durchlassend,
Friert am Strand ein schmales Wäldchen . . .

Vom Tage bröckelt weg das erste Stück.

Langsam auf Moor und Brachfeld welkt der Tag.

Dieses künstlerische Nachfühlen ist künstlerisches Schaffen im höchsten Sinne. Es ist eines bewußten Willens bewußtes intellektuelles Handeln so lange, bis plötzlich das rechte Wort gefunden ist, das übrigens auch sofort ohne diesen Zustand des Suchens — durch Einfall — gefunden werden kann: in jedem Falle wird also das Ergebnis selbst durch Intuition, durch einen unbewußten Akt gewonnen.

Und nun eine Einschränkung: ich nannte Liliencron vorhin ein Phänomen, seine Poesie immer wieder: eine unbewußte.

Nun weiß jeder, der Liliencron kannte, daß er fortwährend an seinen Gedichten herumfeilte und -bastelte, daß er fast mechanisch anmutende Kunstregeln gern aussprach und auch anwandte. Ein Lebenswerk, eine Persönlichkeit darf nicht nur von einem Standpunkte beurteilt werden. Auch Regeln gehören zum Kunstwerk. Doch hier ist alles Mechanische gewiß nur Beiwerk, nur Feile und Werkzeug. Und wiederum möchte ich auch dieses Finden des rechten Wortes zurückführen auf ein unbewußtes, auf ein geniales Wirken und Wesen, ebenso wie dieses ganze einheitliche charaktervolle künstlerische Lebenswerk — mag es im einzelnen in Not und Mühe entstanden sein, oder besser gerade weil es oft in Not und Mühe entstand — die großen Züge einer genialen Persönlichkeit an sich trägt.

Und ich will dies durch einen kurzen Hinweis auf Liliencrons weniger bekannte Phantasierichtungen belegen. Liliencron war gewiß keine Faustnatur, es kam ihm — ich sage jetzt einmal: bewußt (ich bitte aber mich recht, dem

Zusammenhänge gemäß, zu verstehn) niemals darauf an, die Worte mit einem höhern Sinn zu füllen, sodaß jener epigrammatisch gesättigte, beziehungsvolle Stil des Faust, des Goetheschen Faust, der als das selten erreichte Ideal doch für eine Seite des deutschen Volksgeistes charakteristisch und mustergiltig ist und immer bleiben wird, zustande kam. Weltanschauungen hat Liliencron nicht gewälzt; metaphysische, kosmische, soziale oder ethische Probleme zu schürzen und zu lösen, war nicht seine Art; das konnte er nicht. Aber der Glanz seines Menschentums und seiner Phantasie, die Intensität seines Empfindungs- und Vorstellungslebens, seine ganz unberechenbare Kraft rissen ihn doch zu dantesken Visionen empor — ich denke an sehr viele Stellen in seinem Boggfredgedicht, an Dichtungen wie „Die heilige Flamme“, „Die Sünden-burg“, „Pietà“, „Der schwermütige König“, „Die Pest“, „Krischan Schmeer“. Diese Freskogemälde, in denen nicht Weltanschauungen ihren Niederschlag erfahren, wohl aber große und starke Empfindungen, haben in der Tat kaum ihresgleichen in der deutschen Poesie. Jedenfalls haben Temperament und fortreißender Schwung, Bildkraft und elementare Phantasie hier Dichtungen ganz eigener Art geschaffen. „Jede Einzelheit trägt die Maske des Genies: die visionäre Lebendigkeit des überirdischen Daseins. Nur als Ganzes bewegt es nicht genug den Geist, der einen neuen Ausgleich zwischen Diesseits und Jenseits anstrebt. Der »Rapport« tritt mehr dem äußern Bilde nach als dem innern Sinne nach ein: nur auf Augenblicke ist das Sinnbild vollkommen: man fühlt, er hat es nicht bewußt genug durchdacht, er hat sich allzusehr vom Unbewußten bewältigen lassen.“ Ganz gewiß. Aber aus dem bunten Tanze scheinen sich doch bisweilen die ernstesten Masken des tiefern Lebens und die Allegorien ewiger Ideen zu lösen. Auch hier steht, bevor wir uns dessen ganz bewußt werden, auf einmal eine übermenschliche Offenbarung vor uns, und man kann die Boggfredgesänge wohl ein Panorama des großen und kleinen, des allgemeinen wie des besondern persönlichen Lebens nennen.

So war Liliencron. Und nun noch ein Letztes. Er war auch ein gar sehr bewußter Mensch. Was ich meine, dem hat Richard Dehmel in seiner Abschiedsrede am Grabe des Dichters tief rührenden Ausdruck verliehen: „Wie der Freiherr aus Boggfred steht er vor uns, hoch über allem Standeszwang, aber treu jeder selbstgewählten Pflicht. Helm und Degen liegen auf seinem Sarge, so hat er verdient, der alte Soldat, der gekämpft hat für uns Deutsche und für uns Menschen. Helm und Degen wird er nun nimmer tragen, wenn er jetzt von uns scheidet, nicht mehr als der alte Soldat, sondern als der ewig junge Held, der uns von Kampfplatz zu Kampfplatz führte wie zu einem Tanze. Denn so ist er in Wahrheit durchs Leben gegangen, noch bis zu seiner letzten Reise, die er mit Weib und Kind unternahm, um den liebsten Menschen, die er hatte, seine geliebten Schlachtfelder zu zeigen. Dort hat ihn der feindliche Lusthauch getroffen, der die Entzündung anfachte. (Liliencron starb an einer Lungenentzündung.) Nun ist

er dem Winke des Todes gefolgt, wie er dem Winke des Lebens zu folgen pflegte: rasch dahin, ohne längeres Gefackel . . . Er war nicht bloß der kindhafte Spielmann, nicht nur der Junker Übermut, der lebenswürdige Leichtsinn, für den ihn viele gehalten haben, er war auch der Mann der schweren Stunden, der einsamen Fragen und Gedanken, und er hat nur deshalb das menschliche Leben in ein launisches Spiel der Natur umgedichtet, weil er den furchtbaren Ernst unsers Lebens aus innerster Erfahrung begriff, weil er sich befreien wollte von der grausamen Notwendigkeit . . . Er hat erst als Mann zu dichten begonnen, der vom Schicksale geprüft war . . . Deshalb der edelmännische Zauber seiner ganzen Gestalt, dessen sonniger Lebenswürdigkeit niemand widerstehn konnte, der selbst seine trübsten und leidvollsten Angelegenheiten in heller Lust vor uns allen verhandelt hat, und der uns auch über den Abschiedschmerz noch hinweghilft."



Eine Lapplandfahrt zur Winterszeit

Von Arnold Jacobi



aß jemand dem Schnee nachreist, würde heute in der Zeit des Wintersports nicht weiter auffallen, aber wer dabei, wie ich, bis in die Polarzone geht, ohne das Unbehagen und den Zeitaufwand der Seereise und einer mehrtägigen Eisenbahnfahrt zu scheuen, der muß dem Uneingeweihten als Sonderling erscheinen. Darum sei dem Leser verraten, daß ich nicht um des Naturgenusses willen, sondern deshalb nach Norden zog, weil ich mich über die Renttierhaltung der Lappen für gewisse völkerkundliche Studien unterrichten wollte. Im Winter aber machen Eisdecke und Schlittenbahn es leichter, diese Halbnomaden an ihren zeitweiligen Standplätzen aufzusuchen als im Sommer, wo man ihnen durch Wälder, Sümpfe und Müdenschwärme aufs Hochgebirge nachziehen mußte. So fuhr ich denn Anfang März vorigen Jahres mit der Eisenbahn, die Schweden nord-südlich als Verkehrsrückgrat durchschneidet, bis zu der schon jenseit des Polarkreises im Gebirge liegenden Stadt Kiruna. Erst vor zehn Jahren entstanden, verdanken dieser Ort ebenso wie die Lapplandbahn, die Bottnischen Busen und Eismeer verbindet, ihr Dasein nur den reichen, hochwertigen Eisenerzen, die man in unmittelbarer Nähe abbaut; er ist mit amerikanischer Schnelligkeit in jener kurzen Zeitspanne zu einer wohlgebauten, ausgedehnten Stadt herangewachsen. Kiruna also wurde der Ausgangspunkt für meine weitere Reise in das Herz der schwedischen Lappland. Von zwei dortigen Großhändlern, den Herren Green und Hannu, in zuvorkommender Weise beraten und mit Pelzen und Proviant wohl versehen, fuhr ich eines